

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 40

Artikel: Das Verbrechen der Elise Geitler
Autor: Kesser, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40
XV. Jahrgang
1925

Bern
3. Oktober
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Trübes Wetter.

Von Gottfried Keller.

Es ist ein stiller Regentag
So weich, so ernst, und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwiellicht spielt
Beschaulich über Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Das Verbrechen der Elise Geitler.

Von Hermann Kesser.

1

Noch vor wenigen Jahren konnte man in Berlingenfeld, hart an einer alten Holzbrücke am Berlinger Bach, und zwischen alten Kastanienbäumen das kleine weiße Landhaus sehen, in dem Gertrud und Otto von Sohr, die beiden Geschwister, mit ihrer alten Dienerin Elise Geitler wohnten, als sich die Geschichte zutrug, die ich auf diesen Blättern aufzeichnen will. Inzwischen hat die nahe Großstadt, die das nachbarliche Land mitsamt den Dörfern darauf verschlang und verwandelte, auch diese Stätte vernichtet. Ein mächtiges Maschinenschloß mit Türmen und hohen Kaminen steht an der Stelle des weißen Hauses, und darin toben Tag und Nacht in eiserne Kästen versperrte Schaufelräder und drahtumspinnene Stahlringe; der vordem so rauschende Fluß ist in ein enges Bett aus kahlem Zement gezwängt, die buschigen Uferhänge sind verschwunden, und dort, wo die alte Holzbrücke zitterte, ist ein festes Stauwehr. Die Wasser fließen jetzt zahm und mütlich dahin, Berlingenfeld ist ein Vorort der Residenzstadt geworden und das Maschinenschloß hat die Sorge dafür übernommen, daß am Tage die Stadtbahnen ohne Pferde durch die Straßen rollen und daß zur Nachtzeit auf hohen Masten elektrische Lampen hellglühend aufbrennen können. Das Dörfchen aber ist nicht mehr, denn die Bauernhütten, die dereinst schmal und dunkel und wie in der schwarzen Erde der Obstgärten versunken an den Hügeln klebten, haben einer neuen Villenkolonie städtischer Beamter Platz machen müssen und nur die Kirche mit dem Friedhof darum, ein kleines in Efeu versponnenes Gotteshaus, in dem längst keine Messe mehr gelesen wird, ist als einzige Erinnerung an die Vergangen-

heit übrig geblieben. Hier sieht man auch an hellen Sommersonntagen oft die Stadtkinder und ihre Eltern mit ehrfürchtigen Gesichtern um einen verwitterten großen Denkstein stehen, auf dem sich ein bronzenes Kreuz erhebt, um das Denkmal der Gefallenen in der Berlingenfelder Bauernschlacht. Und dies war der Stolz der Berlingenfelder, daß sich im achtzehnten Jahrhundert in einer düsteren Landesstunde — als der Kurfürst mit seinen Soldaten im fernen Osten am Donaustrand gegen die Türken focht und der welsche Feind in die unbewehrte Heimat fiel — Berlingenfelder Bauern an die Spitze der Freischaren stellten, um die Welschen zum Lande hinauszujagen. Mit schweren Jagdbüchsen und blanken Sensen rückte der treue Bauernzorn aus dem bergigen Hinterland zur Rettung der Hauptstadt aus. Aber schon bald hinter Berlingenfeld begegnete er den Gewehrläufen der Schützenbataillone und den Lanzenspitzen der Reiterei. Wohl schlugen sich die vierschrotigen Bauern wie Helden, wohl brachten sie, die von dem Grimm und der Mut bis über menschliche Kräfte hinaus bewaffnet waren, viele der feindlichen Streiter vom Leben zum Tod, doch schwanden die rasenden Gewalthaufen bald auf ein schmächtiges Trüpplein zusammen, das sich am Ende des Tages auf dem Kirchhof von Berlingenfeld verschanzte. Dort hielten sie stand, bis die Kanonen die Mauern wegräumten und die Lanzen und Gewehre die verbissenen Streiter auf die verwüsteten Kreuzhügel niederwarfen, wo sie sterbend über den Gebelmen der Toten zusammenbrachen. An ein halbes Tausend Oberländer Bauern verloren bei dem nutzlosen Kampfe ihr Blut, viele wurden in den Tagen darauf von

herumstreifenden Reitern aufgegriffen und als Rebellen erschossen. Die Namen der Tapfern, die zwischen den Leichensteinen auf dem Totenacker gefallen waren, verzeichnete — dereinst in kaum lesbaren, verwaschenen Lettern — eine Tafel auf dem Denkstein.

Einen von diesen Namen — man findet ihn noch heute in der neu vergoldeten Inschrift — kannten die Sohrschen Geschwister seit ihrer Kinderzeit und hatten ihn wohl hundertmal buchstabiert, den des Rottenführers Franz Kaver Geitler, Bauern von Berligenfeld und Urgroßvaters ihrer zuverlässigen Dienstmagd Elise, mit der sie nicht selten aus dem schönen Haus in der Stadt über Land geschickt wurden, wobei Elise mit Vorliebe ihr heimatliches Dörfchen aufsuchte, das zu jener Zeit, auf einem schattigen Uferweg erreichbar, noch durch Felder und Wälder, die längst niedergestampft und zerschlagen sind, von der Stadt geschieden war.

Damals drückten die Kleinen, wenn sie von der Nachmittagswanderung über das abendröthliche Land ins Elternhaus zurückgekommen waren, ihren weichen Kindermund auf die Wange einer zärtlichen Mutter, die, selber zu schwach, um mit ihnen zu gehen, nur ihr Antlitz mit den verlöschenden Augen aus ihrem Leidensstuhl sehnsüchtig nach ihnen wenden konnte. Ihr erzählten sie auch von den Begebenheiten auf dem Friedhof und von einem kleinen Bauernhaus unterhalb der Kirche, das in einem dichten und schier verwachsenen Wald von Johannisbeersträuchern lag, von denen sie im Juli so viel essen durften, wie sie wollten. Das Haus aber gehörte einer steinalten Base der Dienerin, einer schwerhörigen verfallenen Frau, und darin hing auch noch in einer dumpfen Stube ein buntes Bildnis, der Freischarenkommandant Geitler, ein scharf blickender Mann mit einem großen schwarzen Vollbart und einer Sturmhaube über der strengen Stirn. Ihm gegenüber aber bewunderten die Kinder das Porträt einer schönen Frau in einem silberverschmückten Nieder und einer Riegelhaube auf dem Haargeflecht, der Mutter Elisens. Was die zwei Frauen miteinander besprachen, davon vernahmten die Geschwister nicht viel. Aber es mußte wohl häufig von traurigen Dingen die Rede sein, denn Elise kam bisweilen mit verweinten Augen aus der niederen Stube in den Garten heraus und ging dann am Heimweg still und nachdenklich hinter den Kleinen her, wischte mit der rauhen Hand oft verstohlen über das verkümmerte Gesicht und schaute verlegen zur Seite, wenn sie merkte, daß der Blick der Kinder erstaunt und fragend über sie hinstreifte. An einem solchen Tage war es gewesen, daß Gertrud als achtjähriges Mädchen unter dem dreiteiligen Stadttor aus roten Backsteinen, das heute noch steht, zwischen die harten Hufe zweier Wagenpferde geriet und zermalmt worden wäre, hätte sich nicht die Dienerin mit einem Aufschrei auf das Kind gestürzt und es mit ihrem Leibe gedeckt. Das Kind kam heil aus dem Tumult der zitternden Pferdebeine hervor, Elise aber, der es dunkelrot aus der Schläfe rann, schaffte man wachsbleich und bewußtlos auf einer Bahre, der die Kinder weinend folgten, nach Hause. Das Schicksal der Dienerin aber war seither an das Glück des Mädchens geheftet. Vom Krankenlager, das sie wochenlang nicht verließ, mußte man sie schon nach wenigen Tagen aus der Mägdekammer an das Bett der sterbenden Herrin des Hauses tragen, die ihr wortlos, aber mit bittenden ängstlichen Augen die Hand drückte. Zehn Jahre vergingen,

dann folgte der Frau der verschlossen und wunderbar gewordene Gatte, der pensionierte Oberst, der sich mit wenig Erfolg als Geschäftsmann und Unternehmer versucht hatte und, wie man sagte, auch zuletzt dem Glücksspiel ergeben war, als müder Mann in den Tod. Noch an seinem Sarge mußten der Sohn, der inzwischen ein träumendes Studentenleben begonnen hatte, und die Tochter, die ein stillles, doch blühendes Mädchen geworden war, aus dem Glauben erwachen, daß ihnen fürderhin ein reiches Dasein beschieden sei. Es blieb, als die grausame Rechnung gemacht war, nur so viel zurück, daß die Geschwister außerhalb der teuren Stadt würdig, aber bescheiden leben konnten. Der Zufall wollte es, daß in Berligenfeld ein einfaches Landhaus um billiges Geld feil war, und so geschah es, daß Elise Geitler, die Dienerin, verarbeitet, bitter und grämlich geworden, als Greisin mit grauem Scheitel wieder in ihrem Heimatdorf zu wohnen kam, wo sie den verarmten Geschwistern mit Hilfe eines Dorfmadchens den Haushalt führte. Das war am Ende der Siebzigerjahre.

* * *

Als in dieser leider nur scheinbar behüteten Ordnung, vom Bruder als Freund eingeführt, ein geräuschvoller junger Mensch erschien, der am Theater der Stadt als Schauspieler in kleinen Rollen beschäftigt war, da wagte es die alte Mutter nicht, dem neuen Gast ein mürrisches Gebaren zu zeigen, und kämpfte ihr Mißtrauen nieder. Doch blieb sie unvermindert wachsam, als Theo Behrens, mit seinem bürgerlichen Namen Joseph Behrensberger, seine Besuche wiederholte, und musterte ihn im geheimen mit derselben Eindringlichkeit wie am ersten Tage. Damals hatte sie ihn, die Straße am anderen Ufer des Flusses vor Augen, vom hochgelegenen Gemüsegarten aus anrücken sehen und darum auch gewahrt, daß er kaum hundert Schritt vom Hause einen des Weges kommenden Mietwagen aufgriff, mit dem er dann prahlerisch und lärmend anfuhr. Als Elise ging, um dem Ankömmling aufzutun, sah sie ein scharfes und mageres Gesicht mit lauten und stechenden Augen, darunter einen allzu blauen Schlips, der zu einer fliegenden Masche gebunden war, und eine schmutzige seidene Weste. Der junge Mann, der ungemein steif und wichtig, aber mit einer etwas erzwungenen Vornehmheit auftrat, fragte nach dem „Herrn Baron von Sohr“, und Elise führte den Gast in das Empfangszimmer, wo er von Otto zu Elisens Verwunderung wie ein Bruder begrüßt wurde.

Elise hatte mit wenig Ausnahmen alle die Gäste, die sich in Berligenfeld einfanden. Sah sie doch, daß fast niemand unter ihnen das Haus verließ, ohne den Geschwistern — wie nach einem Wohltätigkeitsbesuch — gütig und schenkend die Hand zu reichen. Mehr noch, alle die hochmütigen Verwandten und Familienfreunde steckten schon auf der hölzernen Brücke wispelnd die Köpfe zusammen, ihrer manche blickten auch schadenfroh nach dem geflickten Dach und dem morschen Zaun und begudten die rostige eiserne Gartentüre. „Romantisch, romantisch wohnt ihr jetzt“, hatte erst jüngst der alte Hofrat, Gertruds Vormund, bemerkt und dem Bündel an der Türe galant die Hand geführt, dann aber wäre der steifbeinige Herr durch ein wippendes Brett der wackligen Brücke beinahe zu Fall gekommen, und er scheute sich nicht, seinen Nerger Elisen, die am offenen Küchenfenster die Bohnen schälte, von der

Brücke aus zuzurufen, und sie hörte es deutlich, wie er mit einem lauten und ungehaltenen „das hat man davon!“ in den Landauer stieg.

Das war Mitleid, das selbstzufriedene und herablassende Mitleid der Freunde und Anverwandten, die nur aus Neugierde in das kleine weiße Haus vor der Stadt schauen wollten und dann erbaut und froh, daß nun nichts mehr zu neiden war, mit gehobenem Haupt davongingen. Die Geschwister merkten es nicht, aber die alte Dienerin sah es und würgte daran. Sie war jetzt Kammerzofe, Köchin, Aufwärterin und Gärtnerin in einem, zog in dem Nutzgärtchen am Hügel hinterm Haus Gemüse und Obst, feilschte mit den Milchbauern um jeden Pfennig, kommandierte die junge Bauernmagd, die tagsüber kam, im Hause herum und verbreitete um die adeligen Geschwister immer noch eine Wolke von Respekt und Unnahbarkeit, so daß es wenigstens in Berkgienfeld niemandem einfiel, auf die Bewohner des Landhauses am Steg herabzusehen.

Daß man die Alte, wenn sie wortfarg und mit dem Korb unterm Arm durchs Dorf ging, nach dem Namen des seltsamen Kauzes frug, den man in jüngster Zeit so häufig in der Gesellschaft des jungen Herrn auf Streifereien mit dem Gewehr auf den Hügeln und Wiesen bemerkte, behagte ihr nicht. Sie verschwieg dann, daß er seines Zeichens ein Schauspieler war, antwortete kurz, daß Herr von Sohr den „fremden Künstler“ im Auslande kennen gelernt habe, und wußte es auch so einzurichten, daß die Tafel, wenn Theo Behrens erschien, nie ausreichend genug bestellt war, um einen Tischgast beizuziehen.

An einem Maimorgen aber, als die Geschwister im Gartenhäuschen beim Frühstück saßen und Elise stumm die Kannen und Tassen auftrug, sagte Otto mit einem Blick auf die Dienerin schnell und wie obenhin: „Herr Behrens kommt heute zum Abendessen!“ und Elise antwortete nur tonlos: „Herr Behrens...“, rieb nochmals, indem sie sich tief über den Gartentisch beugte, die blanken Teller ab und machte sich eifertig davoon.

Gertrud aber, die indessen schweigend einen frischgrünen Zweig um die Finger geflochten hatte, fühlte sich veranlaßt, den Bruder zum ersten Male über den Grund des Gefallens an dem neuen Freunde zu befragen.

Otto gab munter zurück, wie er den Schauspieler jüngst in einer schon schläfrigen Nachtstunde in einem rauchigen Kaffeehaus gefunden habe, in einer Ecke, in der sie beide, ohne einander anzuschauen, gut zwei Stunden grübelnd und Zeitungen lesend gegessen hatten, bis sie bei einem flüchtigen Zusehen einander als Schulkameraden erkannten. Und dann waren sie, wie Otto berichtete, über die Maßen warm geworden, hatten sich so viel zu erzählen gehabt, daß sie draußen noch unter dem vernebelten Nachthimmel schwatzten, bis der graue Morgen dämmerte. Behrens, der in halb Deutschland herumgekommen sei, habe von seiner Kunst und von seiner Not geredet, wobei bald sichtbar geworden wäre, daß er ein echter Künstler sei und die Welt und die Menschen nicht wie ein Tagelöhner, sondern wie ein Freier und Weiser anzusehen vermöge.

So sagte Otto von Sohr, und fand Worte, wie wenn er der bestellte Werber und Verkünder für das Genie eines Großen wäre, und meinte noch, die Schwester, die bisher mit dem Schauspieler kaum wenige Worte gewechselt habe,

würde es nicht bereuen, einmal länger in seiner Gesellschaft zu sein.



Berner Bauer.

(Phot. Franco-Suisse, Bern.)

Gertrud, leicht belustigt über den treuerhigen Eifer des Bruders, nahm es gerne hin, daß er so um ihre Zerkleinerung besorgt war, und drückte ihm um so zärtlicher die Hand, als Otto nun auch einen großen Stoß unaufgeschchnittener und gehefteter Bücher vor die Schwester hinlegte, neue Romane, wie er sagte, die ihr die Zeit vertreiben sollten. Dies aber war ihr immer das Liebste von seinen Geschenken, und so zerteilte sie denn auf der Stelle die Blätter des erstbesten Buches, gierig und hastig, wie sich ein Trinker auf die Betäubung des roten Weines stürzt.

Als sie schon mitten im Lesen war, legte ihr Otto zum Abschied die Hand auf die Schulter und Gertrud schaute mit einem verlegenen Lächeln auf.

Langsam, den Hut in der Hand, schritt er dann durch den Garten. Gertrud hörte das Gitter klirren, vernahm den Schall der Tritte auf dem hölzernen Steg und sah ihm zerstreut nach, wie er auf der gewundenen Straße um die Ecke bog.

(Fortsetzung folgt.)

Abendgruß.

Gute Nacht! — Was ich dir wünsche zur guten Nacht?!
Ein stilles behütetes Lager in lautlosem Frieden geborgen;
Gefaltete Hände, die Danken und Bitten dem Herrgott bringen;
Im Herzen ein Freu'n auf das kommende Tagewort, ein Hoffen auf morgen.
Und danach den Schlaf eines Kindes. So soll der Segen dir klingen,
Mein Gruß und mein Wunsch: Gute Nacht, gute Nacht.

M. Feefche (Aus „Erntesege“.)